

Elizabeth Chandler

Es flüstert
die Dunkelheit

 Loewe

Bisher in dieser Reihe erschienen:

Versteinerte Seelen

Kalt ist der Toten Hauch

Das Wispern der Gräber

Es flüstert die Dunkelheit

Weitere Bücher von Elizabeth Chandler:

Kissed by an Angel, Band 1

Loved by an Angel, Band 2

Saved by an Angel, Band 3

Elizabeth Chandler

Es flüstert die Dunkelheit

Aus dem Amerikanischen von Ursula Höfker

Unverkäufliche Leseprobe





ISBN 978-3-7855-7109-5

1. Auflage 2013

Die Originalausgabe ist 2008 bei SIMON PULSE, einem Imprint von Simon & Schuster Children's Publishing Division, New York, in der Reihe *Dark Secrets* unter dem Titel *The Deep End of Fear* erschienen.

All rights reserved. No part of this book may be reproduced or transmitted in any form or by any means, electronic or mechanical, including photocopying, recording or by any information storage and retrieval system, without permission in writing from the Publisher.

Copyright © 2003 by Mary Claire Helldorfer

© für die deutschsprachige Ausgabe 2013 Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Published by arrangement with Simon Pulse,

an imprint of Simon & Schuster Children's Publishing Division

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Ursula Höfker

Umschlaggestaltung: Franziska Trotzer unter

Verwendung von Motiven von gettyimages/

by English School und iStock/smartistock

Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

Für Patricia MacDonald

*mit herzlichem Dank fürs sorgfältige Redigieren,
für ihr Einfühlungsvermögen und die Ermutigung*



VOR ZWÖLF JAHREN

Ich kauerte mich unter der Decke auf dem Rücksitz des Wagens zusammen. Der Wind rüttelte an unserem alten Ford. Eisregen trommelte gegen die Scheiben.

»Mommy?«

»Pssst, Katie.«

Ich hob den Kopf und linste unter der Decke hervor. Wohin fuhren wir mitten in der Nacht? Ich konnte nichts sehen, nicht einmal das Scheinwerferlicht unseres Wagens.

»Hast du Katie angeschnallt?«, fragte meine Mutter.

»Sie hat geschlafen«, antwortete mein Vater, »deshalb habe ich sie nur auf den Sitz gelegt.«

»Luciano!« Bei seinem vollen Namen nannte meine Mutter ihn nur, wenn er etwas falsch gemacht hatte. »Halt an.«

»Das geht jetzt nicht. Wir sind noch auf dem Gutsgelände. Siehst du die Straße schon?«

»Ich sehe überhaupt nichts«, erwiderte meine Mutter nervös. »Schalt endlich die Scheinwerfer ein.«

»Damit alle sehen können, dass wir wegfahren?«

Meine Mutter seufzte. »Schnell, Katie, setz dich auf den Boden. Ganz runter.«

Ich quetschte mich in den Fußraum zwischen Vorder- und Rücksitz. »Warum fahren wir weg?«

Von vorne kam keine Antwort.

»Wann kommen wir zurück?«



»Gar nicht«, antwortete mein Vater.

»Nie mehr?« Mir hatte es auf Gut Mason's Choice gefallen.

»Aber ich –«

»Da vorn ist die Scarborough Road«, unterbrach mich meine Mutter.

Der Wagen bog ab und die Scheinwerfer gingen an.

»Ich hab Ashley nicht Auf Wiedersehen gesagt.«

Einen Augenblick lang hörte ich nur Eisregen und Wind.

»Ashley ist nicht mehr da, das weißt du doch«, erinnerte mich meine Mutter leise. »Ashley ist jetzt im Himmel.«

Das sagten alle, aber es fiel mir schwer, es zu glauben. Wie konnte das denn sein? Ich hörte sie immer noch und spielte weiter mit ihr. Manchmal sah ich sie beim Teich, obwohl Mommy sagte, sie hätten sie tot aus dem Wasser gezogen. Ashley machte mir immer ein bisschen Angst. Da es auf dem großen Gut aber keine anderen Kinder gab, mit denen ich hätte spielen können, war sie meine beste Freundin geworden. Ich bestand darauf: »Ich will Ashley Auf Wiedersehen sagen.«

»Luke! Da, im Spiegel! Hinter uns!« Meine Mutter klang erschrocken und ich richtete mich auf, um auch etwas sehen zu können.

»Runter, Katie!«, schrie mein Vater. »Sofort!«

Rasch quetschte ich mich wieder zwischen die Sitze. Manchmal schrie Daddy die Leute an, die ein Porträt von ihren Haustieren bei ihm in Auftrag gegeben hatten. Er schrie auch seine Bilder an, wenn er mit seiner Arbeit unzufrieden war, aber nie mich. Unser Wagen beschleunigte plötzlich. Ich zog die Decke über meinen Kopf.

»Die Straße ist vereist«, warnte meine Mutter.

»Das brauchst du mir nicht zu sagen, Victoria.«

»Wir hätten das nicht versuchen sollen.«

»Wir hatten keine andere Wahl. Weißt du noch, wie die Abkürzung verläuft?«



»Die über die Chasney-Farm? Ja. Etwa hundert Meter vorher ist eine scharfe Kurve.«

Mein Vater nickte. »Hinter der Kurve schalte ich die Scheinwerfer wieder aus, dann sieht keiner, dass wir abbiegen.«

Unser Wagen fuhr noch schneller.

»Aber das Eis –«

»Katie, ich will, dass du auf dem Boden bleibst.« So streng hatte mein Vater noch nie mit mir geredet. Ich schlang die Arme um die Knie. Mein Herz hämmerte. Der Motor wurde lauter, wir fuhren immer schneller. Der Wind heulte um uns, als rissen wir ein Loch in ihn.

»Gleich kommt die Abzweigung.«

Ich wäre gern nach vorne geklettert und hätte mich an meine Mommy gekuschelt.

Dann bogen wir ab. Plötzlich spürte ich die Straße nicht mehr unter uns. Der Wagen begann, sich zu drehen. Mommy schrie. Ich spürte ihre Hände, die hinter dem Sitz nach mir suchten. Rühren konnte ich mich nicht. Die Fliehkraft des schleudernden Wagens presste mich an die Rückbank.

Wir hielten.

»Katie –?«

»Mommy –«

Die Stille dauerte lediglich ein paar Sekunden. Das nächste Geräusch glich einem Donnerschlag. Ich hörte es nicht nur, ich spürte es auch.

»Hinter uns, Luke«, keuchte meine Mutter.

»Ja.«

»Oh Gott.« Ihre Stimme zitterte.

Ich kletterte auf den Rücksitz, weil ich sehen wollte, was hinter uns war, doch mein Vater fuhr weiter. In der Dunkelheit war nichts zu erkennen. Außerdem war die Rückscheibe bis zur Mitte vereist. Wir bogen erneut ab.

»Ich muss weiterfahren, Vic. Um Katies willen.«



Meine Mutter hatte das Gesicht in den Händen vergraben.

»Wenn wir umkehren und er ist nicht verletzt, laufen wir in eine Falle. Ist er schwer verletzt, können wir nicht viel für ihn tun. An der Tankstelle weiter vorn ist eine Telefonzelle. Die Tankstelle hat um diese Zeit geschlossen, da sieht uns keiner. Von dort melde ich den Unfall.«

Meine Mutter nickte wortlos. Einen Augenblick lang dachte ich, sie würde weinen. Aber sie weinte nie – mein Vater war der Gefühlsmensch.

»Was ist passiert, Daddy? Hat sich jemand wehgetan?«

Meine Mutter hob den Kopf und strich ihr langes blondes Haar zurück. »Es ist alles in Ordnung.« Sie hatte ihre Stimme wieder unter Kontrolle. »Am Straßenrand waren ein paar ... Rehe und dein Vater musste ihnen ausweichen. Du weißt doch, wie sie sind, Katie. Bevor man richtig hinschaut, flitzen sie einfach über die Straße. Die meisten sind in den Wald gelaufen. Eines ist in den Straßengraben gesprungen.«

»Haben die Rehe sich wehgetan?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht«, antwortete mein Vater.

»Natürlich nicht.« Meine Mutter gab mir die Antwort, die ich hören wollte, aber nicht glaubte. Sie löste ihren Sicherheitsgurt, kniete sich so auf den Sitz, dass sie mich anschauen konnte, und schnallte mich an.

Mein Vater fuhr jetzt nicht mehr so schnell. Lange Zeit herrschte Schweigen.

»Victoria«, begann er schließlich, »es tut mir leid.«

Sie erwiderte nichts darauf.

Ich hätte gern erfahren, was ihm leidtat, aber ich wusste, dass sie es mir nicht sagen würden.

Ein eisiges Gefühl der Einsamkeit hatte sich in mir ausgebreitet, so wie sich in den Straßengräben an der Eastern Shore der Winternebel ausbreitet. Das Schweigen wurde immer drückender, während wir Richtung Norden nach Kanada fuhren



und ein paar Tage später nach England flogen, in die Heimat meiner Mutter. Meine Eltern hüteten ein Geheimnis – das wusste ich seit dem Tag, an dem Ashley starb. Zwölf Jahre später, nachdem sowohl meine Mutter als auch mein Vater aus meinem Leben verschwunden waren, sollte ich herausfinden, was hinter diesem Geheimnis steckte.



2

Meine liebste Kate, du bist die beste Tochter, die ein Mann haben kann. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich dich liebe. Ich fürchte, dass die letzten Monate meiner Krankheit hart für dich waren, und es fällt mir nicht leicht, dich noch einmal um einen Gefallen zu bitten. Aber zwei Anliegen muss ich doch loswerden.

Erstens: Vergiss nie, dass deine Mutter dich genauso liebt wie ich. Ich weiß, dass du mir das nicht glaubst, ich sehe es in deinen Augen, wann immer ich es dir sage. Aber ich war der Grund, weshalb sie uns verlassen hat. Die Trennung von dir hat ihr das Herz gebrochen. Unten stehen Name und Telefonnummer, unter der du sie erreichen kannst. Bitte nimm Kontakt mit ihr auf, Kate.

Aber klar doch, Dad. Sobald Ostern und Weihnachten zusammenfallen.

Victoria, wie ich meine Mutter inzwischen nannte, hatte Dad und mich an dem Tag, nachdem wir in England ankamen, verlassen. Sie war einfach gegangen, während ich schlief, ohne jede Erklärung. Ich war damals fünf Jahre alt und brauchte sie dringend. Jetzt war ich siebzehn und brauchte sie nicht mehr.

Ich blickte wieder auf den Brief.

Zweitens: Im Schrank neben dem Kamin liegt ein Ring, der Adrian Westbrook aus Wisteria, Maryland, gehört. Ich habe ihn in der Nacht, als wir das Gut verließen, an mich genommen. Bitte gib ihn zurück.

Ich runzelte die Stirn und faltete den Brief meines Vaters wieder zusammen – wie so oft in den drei Monaten seit seinem Tod. Seine zweite Bitte und der wunderschöne Ring mit den Saphiren und Diamanten, den ich im Schrank gefunden hatte, gaben mir Rätsel auf. Als Maler von Tierporträts – Pferde, Hunde, Katzen, Vögel, Eidechsen, Schlangen, Leoparden – hatte mein Vater für unvorstellbar reiche Leute gearbeitet und hatte Zugang zu all den Häusern und Gütern, auf denen die verhätschelten Tiere lebten. Soweit ich wusste, hatte er nie etwas gestohlen. Ich war nicht begeistert von der Aussicht, Adrian Westbrook das entwendete Eigentum zurückgeben zu müssen und an einen Ort zurückzukehren, den ich so stark mit meiner Mutter verband. Doch ich musste wenigstens einen der letzten Wünsche meines Vaters erfüllen.

Sorgfältig steckte ich den Brief in meine Reisetasche zurück und ging in dem Zimmer, das ich mir in einer kleinen Pension in Wisteria genommen hatte, auf und ab. Nach dem Einchecken am Flughafen mit den ganzen Sicherheitsvorschriften, sechs Stunden Flug über den Atlantik, Zollformalitäten und einer zweistündigen Fahrt mit dem Flughafenbus in die Stadt an der Ostküste sehnte ich mich nach einer anständigen Tasse Tee. Doch je eher ich die Sache hinter mich brachte, desto besser. Also ging ich nach unten in den kleinen Raum, in dem das Gästetelefon stand, und wählte die Nummer, die ich im Internet gefunden hatte.

Nach dem dritten Läuten wurde abgenommen. »Mason's Choice.«

Einen Augenblick lang war ich irritiert, dann fiel mir ein, dass so das Gut hieß, auf dem Ashley gewohnt hatte.

»Ich hätte gerne Mr Westbrook gesprochen, Adrian Westbrook.«

»Wer ist am Apparat?«, fragte eine tiefe Frauenstimme.

»Kate Venerelli.«



»Bitte?«

Ich war in England zur Schule gegangen und wusste, dass mein Akzent für amerikanische Ohren ungewohnt klang. Deshalb wiederholte ich meinen Namen noch einmal langsamer.

»Tut mir leid, Mr Westbrook ist nicht zu sprechen.«

»Wann kann ich wieder anrufen?«

»Sie können mir eine Nachricht für ihn hinterlassen.«

Ich zögerte. Vor meinem geistigen Auge tauchte das Bild einer Frau auf, die ich längst vergessen hatte: glattes, kurzes graues Haar, ein blasses, strenges Gesicht, in das sich um die Mundpartie und auf der Stirn generelle Missbilligung eingegraben hatte. Mrs Hopewell. Meiner Rechnung nach hätte die Haushälterin inzwischen hundertdrei Jahre alt sein müssen, aber wenn man fünf ist, kommt einem jeder, der älter ist als die eigenen Eltern, uralt vor. Wahrscheinlich war sie Mitte sechzig.

»Danke«, erwiderte ich höflich, »aber ich würde Mr Westbrook gern persönlich sprechen.«

Klick.

Ich starrte das Telefon an. Aufgelegt. Rasch wählte ich die Nummer erneut. »Kann ich bitte mit Mrs Westbrook sprechen?« Von Dads Auftraggebern wusste ich, dass reiche alte Männer oft mit jungen, hübschen Frauen verheiratet waren.

»Wer ist am Apparat?«

»Kate Venerelli.« Zu lügen hatte keinen Zweck – ich war sicher, dass sich die Haushälterin die Nummer auf dem Display ihres Apparats gemerkt hatte und wusste, dass dieselbe Person noch einmal anrief.

»Mrs Westbrook ist nicht zu sprechen«, erwiderte Mrs Hopewell.

»Wer ist dran?«, fragte eine jüngere Frauenstimme aus dem Hintergrund.

»Jemand möchte etwas verkaufen. Telefonwerbung«, antwortete die Haushälterin. Dann klickte es wieder in der Leitung.



Ich legte ebenfalls auf. Wenn ich bisher nur widerwillig bereit gewesen war, diesen letzten Wunsch meines Vaters zu erfüllen, hatte Mrs Hopewells Ton dafür gesorgt, dass ich jetzt fest entschlossen war. Ich ging den Flur hinunter. Vielleicht konnte ich ja von der Betreiberin des Strawberry B&B irgendetwas Aktuelles über die Westbrooks in Erfahrung bringen.

Amelia Sutter stand in ihrer Küche, beide Hände im Brotteig. Sie redete schrecklich gern, doch das Gespräch in eine bestimmte Richtung zu lenken, war schwieriger, als einen Schwarm Vögel irgendwohin zu dirigieren. Erst nach zwanzig Minuten Teigkneten erfuhr ich, dass Adrian Westbrook eine junge Frau namens Emily geheiratet und mit ihr einen kleinen Sohn hatte. Adrians erwachsene Kinder, Trent Westbrook und Robyn Caulfield, waren beide geschieden und hatten nicht wieder geheiratet. Natürlich gaben diese Geschichten noch viel mehr her (mit den Einzelheiten hätte man einen schlüpfrigen Roman füllen können), doch diese Aussagen waren die einzigen, die ich ohne Vorbehalte glauben konnte.

Als Mrs Sutters Geschichten zu anderen Themen abdrifteten, schweiften auch meine Gedanken ab. Ich überlegte, unter welchem Vorwand ich in Mason's Choice auftauchen und welche Ausrede mich am ehesten an Mrs Hopewell vorbeischleusen könnte. Bevor ich nicht wusste, weshalb mein Vater den Ring an sich genommen hatte, würde ich ihn niemandem zeigen außer Adrian Westbrook. Mein Blick fiel auf eine Colledge-Zeitung, die auf dem Küchentisch lag. WAGEN ABGESCHLEPPT, lautete eine Überschrift. Das war eine Idee – ich konnte so tun, als hätte ich eine Panne und bräuchte Hilfe. Ich ließ den Blick weiter über die Seite wandern und blieb bei einer Telefonnummer hängen, die mir bekannt vorkam. Es war die, die ich gerade gewählt hatte.



TutorIn für siebenjährigen Jungen gesucht.

Der Aufgabenbereich umfasst u. a. Begleitung zur Schule, Hausaufgabenbetreuung und teilweise Freizeitgestaltung. Bestens geeignet für StudentInnen. Unterbringung und Verpflegung frei; Bezahlung erfahrungsabhängig.

Das ist meine Eintrittskarte!, dachte ich und sprang so schnell auf, dass Mrs Sutter erschrak und in ihrer Erzählung innehielt. Den Job wollte ich nicht haben – ich hatte geplant, noch ein wenig durchs Land zu reisen, bevor ich mit der Uni begann –, aber über ein Bewerbungsgespräch käme ich auf das Anwesen und ins Haus.

»Oh, das hätte ich jetzt wohl nicht sagen dürfen.« Mrs Sutter seufzte. »Ich habe ganz vergessen, wie korrekt ihr Engländer euch ausdrückt.«

»Ich bin Amerikanerin«, erwiderte ich so schroff, dass schon mein Ton Beweis genug war. Dann erinnerte ich mich an meine gute Erziehung. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen. Ich muss noch etwas erledigen – und zwar so bald wie möglich.«

Ich lief nach oben und schnappte meinen Mantel. Da ich sicher war, dass die aufmerksame Mrs Hopewell beim dritten Anruf von diesem Apparat erst gar nicht mehr abnehmen würde, machte ich mich auf die Suche nach einer Telefonzelle.

Noch am selben Nachmittag um 16:20 Uhr hielt Mrs Sutter – sie hatte mich gebeten, sie Amelia zu nennen – vor dem Eisen- tor zu Mason's Choice. Es schwang nach innen auf. Der Mechanismus wurde von einem elektronischen Auge ausgelöst, das weniger kritisch war als das von Mrs Hopewell. Mein Plan war aufgegangen. Ich hatte von einem Telefon im College aus angerufen, mit schlecht nachgemachtem französischen Akzent gesprochen (ich fürchtete, dass ein Südstaatenakzent eine Einheimische nicht überzeugen würde), höflich gebeten, Mrs Emily



Westbrook sprechen zu dürfen, und war so an der Haushälterin vorbeigekommen.

Mein Bewerbungsgespräch war auf 16:30 Uhr angesetzt. Da das Wetter an diesem Märztag jedoch sehr trüb war, hätte man meinen können, es sei bereits Abend. Ein kalter Nebel hing über der Eastern Shore. Er verwandelte selbst das kleine Wäldchen, welches das Anwesen von der Scarborough Road abschirmte, in einen unheimlichen Märchenwald. Schlingpflanzen und die schwarzen tropfenden Äste der Bäume reichten auf beiden Seiten bis dicht heran an die Privatstraße zum Haus. Amelia drückte aufs Gas, als wollte sie das Wäldchen möglichst schnell hinter sich lassen. Ein abgeknickter Ast schlug gegen die Windschutzscheibe. Hinter dem Wäldchen lag eine freie Rasenfläche, deren Grenze eine lange, über fünf Meter hohe Hecke bildete. Für die Zufahrt war ein Loch hineingeschnitten worden, das aussah wie ein Schlüsselloch. Als Kind hatte ich diese lebende Wand immer als ziemlich bedrohlich empfunden; einen freundlichen Eindruck machte sie auch jetzt nicht.

Dann fiel mir etwas ein und ich drehte den Kopf rasch nach rechts. »Amelia, könnten Sie bitte einen Moment anhalten?«

»Ja, natürlich, Liebes. Was ist denn da?«

»Ein Friedhof.«

Sie reckte den Hals. Hätte ich nicht gewusst, dass der Friedhof hier lag, wären mir die weinenden Engel hinter dem schmiedeeisernen Zaun nicht aufgefallen. In der Woche, als Ashley ins Eis einbrach, war es genauso neblig gewesen. Nach der Beerdigung war ich mit meiner Mutter zu ihrem Grab gegangen.

Ich erinnerte mich noch, wie ich die Hand meiner Mutter ganz fest umklammerte, als die Nebelschwaden sich zwischen den schiefen Grabsteinen durchschlängelten. Ashley hatte immer behauptet, die Friedhofsgeister würden mit ihr reden, mich beobachten und ihr sagen, was ich tat, auch wenn sie nicht bei mir war.



Ich schüttelte die gespenstische Erinnerung ab. Jeder Tag mit Ashley war aufregend gewesen, aber sie hatte mir auch Angst eingejagt. In jenem Sommer, Herbst und Winter war das gesamte Anwesen unser Spielplatz – die Gärten, der Teich, die Anlegestelle, Spielgeräte, eine alte Scheune und nicht genutzte Nebengebäude. Es hatte ihr ein diebisches Vergnügen bereitet, mich zu verbotenen Dingen anzustacheln. Verwöhnt und jähzornig, wie sie war, hatte die zwei Jahre Ältere immer gewusst, wie sie mich einschüchtern konnte, und hatte mich dazu gebracht, dass ich tat, was sie wollte.

»Danke, Amelia.« Ich drehte mich wieder um. »Wir können weiterfahren.«

Nachdem wir das Loch in der Hecke passiert hatten, führte die lange Zufahrt durch den streng geometrisch angelegten Garten. Die Blühpflanzen waren dicht über dem Boden abgeschnitten worden und der Buchs war so akkurat getrimmt, als hätte man mit riesigen Plätzchenformen Figuren ausgestochen. Das Haus lag direkt vor uns.

Wie viele Häuser, die noch aus der amerikanischen Kolonialzeit stammten, war es ein in seiner Schlichtheit beeindruckender Backsteinbau. Er war mit dem Erdgeschoss drei Stockwerke hoch, wobei sich das oberste Stockwerk mit den fünf nebeneinanderliegenden Mansardenfenstern unter dem steilen Dach befand. Vom Haupthaus ging rechts und links jeweils ein Seitenflügel ab. Diese Seitenflügel waren kleinere Versionen des Haupthauses, seitwärts gedreht und mit aus Backstein gemauerten Verbindungsstücken dazwischen. Hier war bereits der erste Stock Dachgeschoss mit Mansardenfenstern. Da es außen am Haus keine Fensterläden gab, schienen die Sprossenfenster uns mit starrem Blick anzuschauen. Der rote Backstein war dunkel von der Feuchtigkeit.

Amelia hielt an und verrenkte sich fast den Hals, um das Haus in Augenschein nehmen zu können. »Ich hab mir's an-



ders überlegt. Ich will doch nicht hier wohnen«, verkündete sie, als hätte sie ernsthaft über diese Möglichkeit nachgedacht. »Wenn mir das Ding gehören würde, würd ich's verscherbeln und mir drei gemütlichere Hütten dafür kaufen.«

»Ich glaube, von der Rückseite aus hat man einen schönen Blick auf die Bucht.«

»Den könnte ich ja doch nicht genießen«, erwiderte sie, »weil ich mich vor lauter Angst ständig umschaun müsste. Ich wusste nicht, dass es hier einen Friedhof gibt.«

»Die meisten alten Landgüter haben einen.«

»Ich würde ihn umgraben.«

Ich lachte. »Dann würde Ihnen garantiert bald irgendetwas Garstiges auf die Pelle rücken, weil es sich nach einer neuen Ruhestätte umsehen müsste.«

Wir stiegen aus und zum Glück öffnete ein älterer Herr die Tür, ein Angestellter, den ich nicht kannte. Mrs Hopewell hätte mich vielleicht erkannt oder zumindest eine jüngere Ausgabe von Victoria in mir gesehen. Im letzten Jahr hatte ich mir mehrfach die Haare schneiden lassen. Ursprünglich reichten sie weit über die Schulter, beim ersten Kürzen wurden sie schulterlang, dann kinnlang und schließlich so kurz, dass die blonden Strähnen kaum noch bis zu den Ohrläppchen reichten. Dad gegenüber behauptete ich, es sei mein »Solidaritätsschnitt«, weil ihm durch die Krebsbehandlung alle Haare ausgegangen waren. Tatsächlich war es die Ähnlichkeit mit meiner Mutter, die mich dazu bewogen hatte; die Ähnlichkeit mit der Frau mit den grünen Augen und den langen blonden Naturwellen, die ich vor zwölf Jahren zum letzten Mal gesehen hatte.

Amelia wurde gebeten, in der Bibliothek auf der linken Seite der geräumigen Eingangshalle zu warten. Mich führte man in ein Büro auf der rechten Seite. Wenige Augenblicke später erschien Emily Westbrook. Sie war schlank und hatte rötlich blondes Haar – wahrscheinlich gefärbt, denn ihre Augenbrauen



waren deutlich dunkler. Sie bewegte sich schnell und elegant, so als sei sie mit Ballettunterricht groß geworden.

Wir saßen an einem großen Mahagonischreibtisch. Während sie meinen hastig zusammengeschusterten Lebenslauf durchlas, betrachtete ich die Familienfotos auf dem Kaminsims. Ich war neugierig auf die Menschen, die ich nur mit Kinderaugen gesehen hatte. Adrians Kinder erkannte ich sofort. Sie waren ungefähr so alt wie meine Eltern, jetzt also Anfang und Mitte vierzig: Robyn in ihrem Reitdress und Trent auf einem Segelboot. Ein großes Foto in der Mitte des Kamins zeigte Emily Westbrook mit einem Baby – wahrscheinlich der kleine Junge, der einen Tutor brauchte. Auf einem anderen Foto blickte Brook Caulfield, Robyns Sohn, missmutig in die Kamera. Er musste ungefähr so alt sein wie seine Cousine Ashley, also zwei Jahre älter als ich, und das Foto war in den »wundervollen« Jahren der Pubertät aufgenommen worden. Solche Fotos gibt es von uns allen. Ich habe meine verbrannt. Adrian, gut aussehend und körperlich fit, sah auf allen Fotos praktisch gleich aus, nur sein Haar hatte sich verändert: von schwarz zu graumeliert zu weiß.

Ich schaute mir auch die Fotos auf dem Schreibtisch und auf den Regalen an und stellte enttäuscht fest, dass keines von Ashley dabei war. Vielleicht war es für die Familie zu schmerzlich, immer wieder an sie erinnert zu werden. Mir fiel ein, dass die Frau, mit der ich das Einstellungsgespräch führen sollte, möglicherweise gar nicht wusste, wer ich war oder dass ich auch einmal hier gewohnt hatte. Wenn ihr Sohn sieben war, gehörte sie seit mindestens acht Jahren zum Haushalt. Aber es war gut möglich, dass man über das, was vier Jahre zuvor geschehen war, nie gesprochen hatte.

»Dann sind Sie also in England zur Schule gegangen«, stellte sie fest und schaute auf.

»Ja. Der Beruf meines Vaters brachte es mit sich, dass wir



auch einige Zeit auf dem Kontinent gelebt haben. Aber geboren wurde ich hier und ich habe auch die amerikanische Staatsbürgerschaft. Wie Sie aus meinem Lebenslauf ersehen können, habe ich gerade die Schule beendet und möchte nächstes Jahr auf die Universität gehen. Da ich während unserer Reisen Fernunterricht hatte, konnte ich meinen Abschluss ein Jahr früher machen«, fügte ich als Erklärung für mein Alter hinzu. Ich war ja erst siebzehn.

»Es gibt hier im Haus ein paar Bilder von einem Luciano Venerelli«, sagte sie.

»Er war mein Vater. Er starb vor drei Monaten.«

»Das tut mir leid! Sind Sie auch eine Künstlerin? Können Sie Kunst unterrichten?«

»Ich – ich könnte vielleicht die Grundlagen weitergeben, das, was mein Vater mir beigebracht hat, als ich klein war.«

»Spielen Sie ein Instrument?«

»Ein bisschen Klavier.«

»Dann könnten Sie Klavierunterricht geben?«

»Auch nur die Grundlagen«, antwortete ich. Ich hatte das ganz blöde Gefühl, dass sie sich immer besser vorstellen konnte, mich einzustellen. »Als Tutorin für Kinder habe ich natürlich keinerlei Erfahrung.«

»Hier steht, dass Sie längere Zeit als Babysitter gearbeitet haben.«

Sicher, dachte ich, aber das hab ich nur geschrieben, weil ich in dein Haus wollte, und nicht, weil ich einen Job suche.

Sie griff nach einem Tischtelefon. »Mrs Hopewell, schicken Sie bitte Patrick herein.«

Ich musste schnell handeln. »Mrs Westbrook, ich muss Ihnen erklären, weshalb –«

»Lassen Sie mich erklären, wonach wir suchen«, unterbrach sie mich in der Manier von jemandem, der es gewohnt ist, dass andere ihm zuhören. »Wir nennen es Tutorin, weil wir ein ge-



bildetes Kindermädchen wollen, das Patrick in einer Art und Weise unterrichten kann, die seiner Stellung in der Gesellschaft angemessen ist. Wir sind auf der Suche nach einer Angestellten, die gut Englisch spricht und Patricks Fehler korrigieren kann; nach jemandem, der ihm bei seinen Hausaufgaben helfen und ihm auch andere Dinge nahebringen kann, Dinge, in denen ein junger Mann aus gutem Hause sich auskennen sollte.«

Ich hörte ein leises Klopfen, dann ging die Tür auf. Der kleine Junge, der hereinkam, war eindeutig ein Westbrook – dunkles Haar, blaue Augen, helle Haut mit den für Kinder typischen Sommersprossen. Einen Augenblick lang kam ich mir vor wie die kleine Katie, die zu Brook aufschaut. Patrick hatte ganz offensichtlich bereits »eine seiner Stellung in der Gesellschaft angemessene« Erziehung erhalten. Seinem Gang und dem vorgereckten Kinn nach zu schließen glaubte er, Herr über das gesamte Anwesen zu sein. Ich musste ein Lachen unterdrücken.

»Patrick, mein Schatz, das ist Kate Venerelli.«

Patrick maß mich – nicht wie ein neugieriger Siebenjähriger, sondern wie ein Erwachsener, der prüft, ob jemand seinen Vorstellungen entspricht. Ich maß ihn mit demselben Blick, als prüfte ich, ob er *meinen* Vorstellungen entsprach. Und plötzlich wurde er zu einem kleinen Jungen und schob sich rückwärts näher an seine Mutter heran.

»Kate wird deine Tutorin.«

Fast hätte ich mich verschluckt. »Bitte?«

»Ich habe meine Entscheidung getroffen«, verkündete Mrs Westbrook. »Sie haben eine gute Ausbildung, sind mit den schönen Künsten vertraut und Sie sprechen ein sehr gutes Englisch.«

»Aber – aber meinen Sie nicht, ich sollte Referenzen aufweisen können?«

»Haben Sie welche?«

»Nein.«



»Macht nichts. Kein Mensch legt *schlechte* Referenzen vor. Empfehlungen sagen nichts über eine Person aus.«

»Aber Mr Westbrook möchte doch bestimmt auch noch mit mir reden.« Ich war kurz davor, mein doppeltes Spiel zu gestehen. Aber falls sie wütend wurde und mich hinauswarf, hatte ich erst mal keinen Grund mehr wiederzukommen.

»Patricks Vater war sehr krank. Am Freitag kommt er aus dem Johns Hopkins Hospital zurück, wo seine Krebserkrankung behandelt wurde.«

»Oh.« Wenn jemand Krebs erwähnte, zuckte ich immer noch zusammen. Ich warf einen Blick auf Patrick, doch dessen Miene veränderte sich nicht. Entweder er verstand es nicht oder er hatte bereits Übung darin, sich vor anderen nichts anmerken zu lassen.

»Wenn Mr Westbrook zurückkommt, gibt es jede Menge andere Dinge, um die er sich kümmern muss«, fügte Mrs Westbrook hinzu.

»Ich muss es mir noch überlegen«, sagte ich und hoffte, das Spiel so noch einen Tag weiterspielen und den Ring dann persönlich übergeben zu können.

»Vielleicht möchten Sie Patrick ein bisschen besser kennenlernen«, schlug sie vor. »Sei so lieb und zeig Kate dein Zimmer und die Räume im zweiten Stock, mein Schatz. Tust du Mommy den Gefallen?«

Der Schatz antwortete nicht sofort. Vielleicht überlegte er, ob er ablehnen oder, noch besser, ob er mit Mommy verhandeln sollte.

Ich wollte die Chance nutzen, die Zimmer, in denen ich als Kind gespielt hatte, noch einmal zu sehen. »Deine Spielsachen sind doch bestimmt echte Knaller«, ermunterte ich ihn.

Patrick schaute mich mit neuem Interesse an. »Ich soll immer leise spielen.«

Seine Mutter lachte. »Das ist so ein Ausdruck«, erklärte sie



ihm. »Sie meint wundervolle Spielsachen, interessante Spielsachen.«

Ich glaube, ihm wäre es lieber gewesen, wenn er es in seinem Zimmer mal so richtig hätte knallen lassen dürfen, aber er nickte, ging zur Tür und rief über die Schulter: »Komm mit, Kate.«

Ich folgte ihm aus dem Büro. Der Eingangsbereich war so möbliert, dass er als formeller Empfangsraum dienen konnte. Er mündete in einen breiten Gang, der über die gesamte Hausbreite lief und rechts und links in den Seitenflügeln weiterging. Wohn- und Esszimmer, die beiden großen Räume auf der Rückseite des Hauses, lagen hinter dem Gang und zeigten, wie ich mich erinnerte, aufs Wasser. Die Haupttreppe verlief parallel zum Gang rechts von uns.

Sowohl im Haupthaus als auch in den Seitenflügeln gab es noch weitere Treppen, Hintertreppen, die sich neben den vielen Kaminen nach oben schraubten. Mit seinen drei Stockwerken und den vielen Verbindungswegen dazwischen war das Haus der perfekte Ort zum Versteckspielen. Dennoch hatte ich hier immer ein mulmiges Gefühl gehabt. Ich wusste nie genau, wo Brook war, da er die Treppen hinauf- und hinunterschleichen konnte, ohne dass wir ihn sahen. Und Ashley hatte es einen Mordsspaß gemacht, hinter einer Tür hervorzustürzen und mich so zu erschrecken, dass ich schrie wie am Spieß – und das eine Sekunde, nachdem meine Mutter, die sich als Kindermädchen noch etwas dazuverdiente, uns gesagt hatte, wir müssten leise spielen.

Patrick und ich stiegen die breite Treppe hinauf. Im ersten Stock blieb ich auf halbem Weg den Flur hinunter vor einem Sekretär voller Fotos stehen. Ich ließ rasch den Blick darübergewandern und musste wieder feststellen, dass keines von Ashley dabei war. Von Amelia wusste ich, dass Trent geschieden war. Vielleicht hatte Ashleys Mutter alle Fotos mitgenommen.



Patrick griff ungeduldig nach meiner Hand. »Hier entlang.« Er führte mich zum Eckzimmer im vorderen Teil des Haupthauses. Es war die letzte Tür links, bevor der Flur im Übergang zum Seitenflügel hin schmaler wurde.

Ich machte einen Schritt in sein Zimmer hinein und blieb wie angewurzelt stehen. Die Vorhänge und die Tagesdecke waren grün kariert, im Gegensatz zu Ashleys Rosa, doch die Einrichtung war dieselbe: dunkle, schwere Möbel, zu groß für ein Kind – und jedes Teil stand genau an dem Platz, an dem es vor zwölf Jahren auch gestanden hatte.

Ich blickte hinüber zum Bett und musste daran denken, wie Ashley wie ein Affe an den hohen Pfosten herumgeturnt war. Ich schaute zum Schreibtisch und sah, wie sie darauf herumtanzte und eine Show für mich abzog. Die beiden großen Sessel waren, nachdem wir einen Quilt darübergeworfen hatten, zu Planwagen geworden, mit denen wir gen Westen zogen. Ashley war für mich so gegenwärtig, dass ich sie fast reden hörte.

Wenn es keine Fotos von ihr gab, warum hatte die Familie dann ihre Möbel behalten? Vielleicht konnten Erwachsene diese engen Beziehungen zu Gegenständen, die ein Kind herstellt, ja nicht mehr nachempfinden. Die Westbrooks hätten die Möbel bestimmt verkauft, wenn sie ihnen genauso gespenstisch vorgekommen wären wie mir.

»Es gefällt dir nicht?« Patrick hatte mich genau beobachtet.

»Oh doch, es ist ein sehr schönes Zimmer. Ein echter Knaller«, fügte ich hinzu, da ihm das Wort anscheinend gefiel.

Er grinste. »Willst du ein paar von meinen Sachen sehen?«

»Klar.«

Patrick öffnete die Tür zu dem begehbaren Schrank. Er war vollgestopft mit Spielsachen. Mir stockte der Atem, als ich das Regal mit den Plastikpferden sah. Das waren ihre Spielsachen! Dann fiel mir ein, dass die Pferde ursprünglich Ashleys Tante



Robyn gehört hatten. Vielleicht hatte man das Spielzeug und die Möbel behalten, weil sie als Erbstücke angesehen wurden.

Ich nahm einen tänzelnden Apfelschimmel vom Regal. Hallo, Silver Knight, grüßte ich ihn im Stillen. Das war sein Geheimname gewesen und ich merkte, dass ich mich immer noch schwertat, ihn laut auszusprechen.

»Willst du spielen?«, fragte Patrick.

Ich stellte das Pferd wieder hin. »Jetzt nicht. Wir sollten lieber tun, was deine Mutter gesagt hat, und in den zweiten Stock gehen.«

»Die Treppe hier führt hinauf in dein Zimmer«, erklärte er und öffnete die Tür neben dem Kamin.

»Falls ich die Stelle annehme, meinst du.« Ich wollte nicht, dass er sich mit dem Gedanken anfreundete.

»Du magst mich nicht?«

»Ob ich den Job annehme, hat nichts damit zu tun, ob ich dich mag oder nicht.«

Patrick betrachtete mich schweigend, zögernd.

»Kannst du ruhig glauben.«

Er presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen. Dann ging er voraus in das Zimmer, das Mr Joseph gehört hatte, Ashleys Tutor. Es war das Eckzimmer direkt über Patricks und Ashleys Zimmer, mit einem Mansardenfenster nach vorne und einem kleineren Fenster zur Seite hin. Es zog, eiskalte Luft strömte durch die Ritzen herein. Die beiden Stühle mit Stablehnen und das Bettgestell aus Eisen waren weiß gestrichen. Da es keine Decken und Kissen und auch sonst nichts gab, das das Zimmer hätte gemütlicher wirken lassen – nicht einmal Gardinen hingen an den Fenstern –, musste ich unwillkürlich an abgenagte Knochen denken.

»Gefällt es dir?« Patrick schaute hoffnungsvoll zu mir auf. Ich wünschte, ich hätte diesen Blick nicht gesehen.

»Es ist ganz nett.«



Wir traten hinaus auf den Flur des zweiten Stocks. Am gegenüberliegenden Ende ging die Haupttreppe nach unten und rechts und links davon lag jeweils ein Zimmer. Das Schulzimmer zeigte er mir zuerst.

»Hier mache ich meine Hausaufgaben.«

Das Klavier war in eine andere Ecke geschoben worden, Computer und Drucker waren neu, doch ansonsten sahen die Tische, Stühle und die Wände mit den Regalen noch genauso aus, wie ich sie in Erinnerung hatte. Vielleicht lag es einfach an dem trüben Licht und den vertrauten Gerüchen des Hauses, Gerüche, die ich mit Ashley verband. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass sie immer noch in Mason's Choice war, hier in den Räumen, die Patrick mir zeigte.

Er führte mich ins Spielzimmer. »Willst du Patricia kennenlernen?«

»Wen?«

»Meinen Hamster.«

Ich lächelte. »Ein hübscher Name.«

»Mir gefällt Patrick besser. Aber sie ist ein Mädchen.«

Der große Raum war ein Königreich für kleine Jungs, vollgestopft mit Spielsachen. Patricias Käfig, ein Aquarium, ausgestreut mit Holzschnitzeln und abgedeckt mit einem beschwerten Gitter, stand in einer Ecke.

»Hallo, Pat«, begrüßte ich den Hamster mit dem seidigen braunen Fell. Ashley hatte auch einen Hamster und dazu noch einen ganzen Zoo anderer Tiere. »Hast du auch einen Hund oder eine Katze?«, fragte ich Patrick.

»Nein, ich bin allergisch gegen ihr Fell. Eigentlich soll ich auch Patricia nicht aus dem Käfig nehmen, aber ich mach's trotzdem. Sie fühlt sich sonst einsam.«

Du bist es, der sich einsam fühlt, dachte ich, obwohl du sämtliche Spielsachen besitzt, die ein Kind sich nur wünschen kann.



An den Wänden hingen jede Menge Sportposter. Die meisten zeigten Eishockeyspieler. Patrick beobachtete mich und deutete jeden Blick und jede Geste. »Magst du Eishockey? Wir könnten uns die Spiele anschauen. Das wäre toll, oder?«

»Ihr habt eine Mannschaft in Wisteria?«

»Klar!« Er zog eine Sportzeitung der Highschool unter einer Schachtel Buntstifte hervor. »Das ist Sam Koscinski«, erklärte er und zeigte auf einen Typen mit Helm, Schulterpolstern und dunklen Augen. In seinem Blick lag etwas Wildes. »Er ist der Beste. Er *knallt* alle weg.«

»Scheint ja ein netter Typ zu sein. Hast du Freunde, Patrick? Lädst du sie nach der Schule manchmal zu dir nach Hause ein?«

Er schüttelte den Kopf. »Tim ist umgezogen.«

»Und andere gibt es nicht?«

»Nur Ashley.«

»Ashley?« Meine Stimme klang hohl. »Wie heißt diese Ashley noch?«

»Einfach nur Ashley.«

Ich hatte mich wieder in der Gewalt. »Ist sie auch ein Hamster?«

Patrick wieherte vor Lachen. »Nein, sie ist ein Mädchen, das mit mir spielt. Würdest du mit mir spielen?«, bettelte er. »Du könntest mich besuchen und mit mir spielen. Du musst nicht mein Tutor sein. Komm einfach und spiel mit mir.«

Ich setzte mich an einen Tisch voller Actionfiguren aus Plastik. Patrick kam zu mir und legte mir zaghaft eine Hand aufs Knie. »Wir könnten viel Spaß haben. Ich wäre auch nicht *wirklich* böse.«

Ich sah die Verzweiflung in seinen Augen. Das Gefühl kannte ich, die Einsamkeit eines Einzelkindes unter viel beschäftigten Erwachsenen. Bevor mein Vater so erfolgreich war, dass er sich ein eigenes Studio leisten konnte, waren wir von einem



Haus zum nächsten gezogen. Ich hatte viel Zeit in Küchen mit Angestellten verbracht, die ihrer Arbeit nachgingen, und hatte gewartet, bis mein Vater mit seiner Arbeit fertig war; gewartet, dass jemand Zeit für mich hatte. Einen Moment lang überlegte ich, ob ich den Job bei den Westbrooks nicht doch annehmen sollte. Allerdings nur einen Moment lang. Nachdem ich jahrelang meinen liebevollen, aber lebensuntüchtigen Vater betreut hatte, würde ich mir jetzt nicht den nächsten kleinen Jungen aufhalsen.

»Ich bin sicher, dass wir viel Spaß miteinander hätten, aber ich hab mir überlegt, dass ich lieber ein bisschen herumreisen möchte.«

»Das geht nicht. Ich will, dass du hierbleibst. Ashley mag dich«, fügte er hinzu, als könnte das Argument mich überzeugen.

»Wie kannst du das sagen? Sie kennt mich doch gar nicht.«

»Oh doch. Sie beobachtet dich.«

Mir lief es kalt den Rücken hinunter. Ich blickte mich um.

»Ich sehe keine Ashley.«

»Aber sie sieht dich«, behauptete er voller Überzeugung.

Ich holte tief Luft. »Lass uns wieder nach unten gehen.«

Hatte jemand aus der Familie ihm von ihr erzählt?, fragte ich mich, als wir die Haupttreppe hinunterstiegen. Der Name kam häufig vor. Vielleicht gefiel er ihm einfach und er hatte eine imaginäre Spielkameradin von sich aus so genannt. So isoliert, wie er auf dem Anwesen war, konnte man sich gut vorstellen, dass er sich eine Fantasiefreundin erschaffen hatte.

Als wir den Treppenabsatz zwischen dem ersten und zweiten Stock erreichten, zog mich Patrick am Arm, damit ich nicht weiterging. Unten hörte man Frauen streiten.

»Das ist Mrs Hopewell«, flüsterte er. »Sie ist gemein. Sie hasst mich.«

»Oh, das tut sie bestimmt nicht, Patrick«, erwiderte ich und



zuckte innerlich zusammen. Ich klang schon wie der typische bevormundende Erwachsene.

»Robyn hasst mich auch. Wir nehmen lieber einen anderen Weg.«

Aber ich hatte gerade die letzten Worte von Mrs Hopewell aufgeschnappt und dachte nicht daran wegzugehen. Ich zog Patrick zu mir und legte einen Finger auf die Lippen.

»Sie können ihr nicht trauen«, behauptete die Haushälterin gerade. »Es wäre ausgesprochen dumm von Ihnen, wenn Sie diese junge Frau einstellen würden.«

»Hoppy hat recht«, mischte eine andere Frauenstimme sich ein. »Tut mir leid, Emily, aber ich kann es ganz einfach nicht erlauben.«

»Ach ja? Und was bringt dich auf den Gedanken, dass du in dieser Angelegenheit etwas zu sagen hast, Robyn?«

»Mr Westbrook wird es auch nicht erlauben.« Mrs Hopewell schien sich ganz sicher zu sein. »Er hat ihre Eltern vor zwölf Jahren rausgeschmissen.«

Meine Eltern rausgeschmissen? Wenn Adrian sie entlassen hatte, warum hatten wir uns dann mitten in der Nacht davongeschlichen? Irgendetwas stimmte da nicht.

»Ihre Mutter war eine seltsame Frau, eine sehr aufbrausende Frau«, fuhr Mrs Hopewell fort. »An dem Tag, als Ashley ins Eis einbrach, hätte sie eigentlich auf sie aufpassen sollen.«

Robyn unterbrach sie rasch. »Damit müssen wir jetzt nicht wieder anfangen, Hoppy. Es ist einfach so, Emily: Das Mädchen weckt schlimme Erinnerungen und bringt Daddy und Trent aus der Ruhe. Das kann ich nicht erlauben.«

»Gut, dann redest du mit deinem *Daddy*, wenn er nach Hause kommt, und ich rede mit meinem Mann. Dann werden wir ja sehen, ob er auf seine Tochter, seine Haushälterin oder auf seine Frau hört, wenn das Wohlergehen seines Sohnes auf dem Spiel steht.« Emily klang sehr bestimmt, doch ihre hohe Stim-



me verriet ihre Unsicherheit. Ich nahm an, dass sie sich von Mrs Hopewell und Robyn leicht einschüchtern ließ.

Ich nicht.

»Von wem reden sie?«, fragte Patrick leise, als ich ihn an der Hand nahm und mit ihm die Haupttreppe hinunterging.

»Von deinem neuen Tutor.«



3

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann ich das letzte Mal so impulsiv gehandelt habe. Neugier – ich wollte unbedingt herausfinden, weshalb meine Eltern das Gut so plötzlich verlassen hatten – und schierer Trotz ließen mich meine Entscheidung treffen. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich bleiben würde, oder besser: wie lange sie mich behalten würden. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich wie sein Freund Tim früher oder später wieder aus Patricks Leben verschwinden würde, doch das war leider nicht zu ändern.

Die Szene, die sich dann am Fuß der Treppe abspielte, war kurz und spannungsgeladen. Als ich mich vorstellte, antwortete Mrs Hopewell mit einem knappen »Ich weiß, wer du bist«. Mrs Caulfield – Robyn – informierte mich, dass die *endgültige* Entscheidung, was meine Einstellung betraf, von Mr Westbrook getroffen werden würde.

Amelia platzte fast vor Neugier, als ich die Tür zur Bibliothek wieder öffnete. Die Damen hatten sie geschlossen, um in Ruhe streiten zu können, aber das eine oder andere hatte sie doch mitbekommen. Ich erklärte ihr ausführlich, dass die beiden älteren Frauen mich mit jemandem verwechselt hätten, was sie mir natürlich nicht glaubte.

An diesem Abend stahl ich mich vor Amelias Fragen davon und machte einen Spaziergang durch die Stadt.

Der Nebel, der den Nachmittag so trostlos gemacht hatte, ließ jetzt die Nacht heller erscheinen. Er umhüllte das orange-farbene Licht der Straßenlaternen und schimmerte auf dem

Pflaster der Gehwege. Obwohl es erst 19 Uhr war, hatten die meisten Geschäfte in den alten, aus dem 18. Jahrhundert stammenden Häusern entlang der Hauptstraße bereits geschlossen. In den Räumen darüber und hinter den Glaseinsätzen der Türen und Fenster brannte Licht. Irgendwo weiter vorn, am Ende der High Street, war der Fluss, doch alles, was weiter als einen Block entfernt war, schluckte der Nebel. Wenn man ganz dicht an eine Schaufensterscheibe trat und hineinschaute, war das, als blickte man in eine Kristallkugel. Die Gegenstände dahinter waren auf magische Weise deutlich zu erkennen.

Mein Blick fiel auf ein Bild einer Katze. Ich erkannte den Künstler sofort an der Sorgfalt, die er auf die Ohren des Tieres verwendet hatte, daran, wie er den Schwanz der Katze sprechen ließ und an der Farbe des Hintergrundes. Diese war mit Bedacht gewählt und brachte die Fellfarben optimal zum Leuchten. Es war ein frühes Werk meines Vaters. Ich trat einen Schritt zurück, damit ich das Ladenschild lesen konnte: OLIVIAS ANTIQUITÄTEN. Das hast du von deinem Tod, Dad, dachte ich, deine Bilder sind jetzt Antiquitäten.

Im Laden arbeitete ein Mann. Er blickte angestrengt auf sein Klemmbrett und hatte einen Stift wie eine Zigarette im Mundwinkel hängen. Typisch Extraucher, dachte ich. Mein Vater hatte dieselbe Angewohnheit gehabt. Ich öffnete die Tür und löste ein ganzes Glockenspiel aus.

»Wir haben geschlossen«, sagte der mürrisch.

»Ich hatte gehofft, dass ich mir das Bild von der Katze näher anschauen könnte«, erwiderte ich.

»Es steht nicht zum Verkauf. Nichts von alldem steht zum Verkauf. Ich mache nur Inventur.«

»Es ist ein Venerelli, nicht wahr?«

Er nahm den Stift aus dem Mund. Wahrscheinlich wunderte er sich, woher ein junges Mädchen das wusste. »Unsigniert«, bemerkte er.



»Es ist trotzdem ein Venerelli.« Ich trat vor das Bild, um es genauer zu betrachten.

Er legte sein Klemmbrett weg und stellte sich neben mich. »Woher wissen Sie das? Es wäre eine ganze Menge mehr wert, wenn ich sicher sein könnte.«

»Er war mein Vater. Ich würde jedes seiner Bilder erkennen.«

Jetzt wippte der Mann auf den Zehen nach vorn und sah mir ins Gesicht. »Katie!«, rief er leise.

Ich trat einen Schritt zurück.

»Ich hätte nie gedacht, dass du noch einmal nach Wisteria kommst. Trotzdem hätte ich dich erkennen müssen. Du siehst genauso aus wie deine Mutter.«

»Nicht *genauso*.«

»Du erinnerst dich nicht an mich, oder? Als ich dich das letzte Mal gesehen habe, warst du noch ein kleines Mädchen.«

Ich wartete, ob sein Gesicht in meiner Erinnerung auftauchte wie das von Mrs Hopewell. »Nein, tut mir leid.«

»Joseph Oakley.« Er streckte mir die Hand hin. »Ich war Ashleys Tutor.«

»Mr Joseph! Natürlich!« Allerdings hatte ich ihn ganz anders in Erinnerung. Ashleys Tutor ging damals aufs College, war mager und hatte ein knubbeliges Kinn. Jetzt stand ein unteretzter Mann mittleren Alters mit einem grau melierten Vollbart vor mir. Aber er war jünger, als er aussah. Seine Haut war glatt, fast ohne Falten.

»Das mit deinem Vater tut mir leid«, sagte er.

Ich nickte.

»Ich weiß, wie das ist«, fuhr er fort. »Meine Mutter ist vor einigen Monaten gestorben.«

»Mein Beileid.«

»Deshalb bin ich wieder hier, um ihren Nachlass zu regeln. Das hier war ihr Laden.«

Ich betrachtete das merkwürdige Sammelsurium um mich



herum: eine wunderschöne Öllampe, ein kitschiger Fischer aus Keramik, ein elegantes Bürsten-Set aus Silber, eine purpurfarbene Teekanne in der Form eines Elefantenkopfes – der Rüssel war der Ausgießer. Neben dem einfachen Bild meines Vaters hing ein riesiger Ölschinken: Etliche korpulente Frauen mit Frisuren aus den 1920er-Jahren badeten in einer rosa Quelle, während seltsame geflügelte Wesen zwischen ihnen herumflatterten.

»Ihr Geschmack war zweifellos ... breit gefächert«, bemerkte ich.

Er zog eine Grimasse. »Ihre Buchführung war noch unberechenbarer als ihr Geschmack. Mama war kein junger Hüpfen mehr, als sie mich bekam, und ich fürchte, dass sie in den letzten Jahren geistig nicht mehr ganz auf der Höhe war. Ich werde Bankrott anmelden müssen.«

»Oh nein.«

»Aber erzähl doch ein bisschen von dir und deiner Mutter, Katie. Ist sie auch hier? Wie lange werdet ihr in Wisteria bleiben?«

»Also –«

Das laute Geklimper der Türglocken unterbrach uns. »Wir haben geschlossen«, rief Joseph und wandte sich mir wieder zu. »Du wolltest gerade sagen –«

»Das geht nicht.« Ein junger Mann ungefähr in meinem Alter kam hereingestürmt. »Ich konnte nicht früher kommen.« Er schaute mich an, als könnte ich ein gutes Wort für ihn einlegen. »Ich brauche unbedingt noch ein Geburtstagsgeschenk.«

»Wir haben geschlossen«, wiederholte Joseph.

»Aber ich weiß, was ich möchte. Es ist gleich da drüben.« Der Typ ging zu einer Glasvitrine hinüber. »Das Armband mit den blauen Steinen.«

»Mit den Lapislazuli?«, fragte Joseph leise. »Das kostet dreihundert Dollar.«

